



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allerlei Nachrichten aus der Mission

Allerlei Nachrichten aus der Mission

Mariannahill

Eine Missionsfahrt in heidnisches Gebiet

Einer der hochw. Pater Missionare machte wiederum den monatlichen Ausflug nach Mopela, einer entlegenen Missionsfiliale. Es war Sonntag. Gegen 5 Uhr früh kommunizierten der Bruder Treiber und die zwei Schwestern, welche diesmal mitfuhren, in der St.-Josephs-Kirche. Nach der Danksagung nahm man noch rasch ein paar Schluck warmen Kaffee ohne weiteren Imbiß und fort ging es.

Der Bruder Prokurator des hochw. Herrn Bischofs fuhr den hochw. Pater Missionar und die Schwestern (Schwester Genovesa, Sakristanin von der St.-Josephs-Kirche, und Schwester Germana). Zunächst ging die rasche Autofahrt in der Richtung nach Einsiedeln und bog dann seitwärts ab. Nach zirka 2—3-stündiger Fahrt erreichte man Mopela.

Mopela hat einen Katecheten und eine Tageschule. Die Schule ist ein ziemlich geräumiges Blechhaus, d. h. ein Lattengestell mit Blechwänden und Blechdach ohne jede Verschalung. Wenn der hochw. Pater Missionar kommt, dient dieser Raum als Kapelle. Schulbänke sind hier noch unbekannt. Überall herrscht die größte Armut; Mutter Erde bildet den Fußboden. Eine Kiste dient als Altar. Der Katechet hat Feldblumen gesucht und diese in ein paar Gläser zur Zierde auf den Notaltar gestellt. Das alte, großblumige Netzgewand paßte gut zu der Umgebung. Es brachte ein wenig Abwechslung.

War auch alles recht arm, etwas Liebes fand der göttliche Heiland doch: „gutwillige Herzen“. In dieser weltfremden Gegend sind die Leute noch so schlicht und einfach, „kindlich“ möchte man sagen. Obgleich erst wenig Christen sind, war doch das Benehmen der guten Leute beim Gottesdienst sehr erbaulich. Das Betragen der Kinder bei der heiligen Messe ließ kaum zu wünschen übrig, obwohl die Lehrer abwesend waren, da sie Sonntags in ihre Heimat gehen.

Als das Missionsauto eintraf, waren anfangs nur wenige Leute dort, doch bald kamen sie von allen Richtungen und der hochw. Pater Missionar hatte seines Amtes im Beichtstuhl — der freilich sehr primitiv war — zu walten.

Bei der heiligen Messe war das Blechhaus gedrängt voll. Ein paar Hundert werden es gewesen sein. Sie sangen in Zulu recht erbaulich, 30—40 nahnten sich dem Tisch des Herrn. „Eine“ kleine heilige Hostie aber hielt der Priester im Ciborium zurück, um damit nach der Predigt den sakramentalen Segen zu spenden. Zum feierlichen Segen in der Monstranz fehlt eben alles. Zum Schluß nahnte sich noch ein Kommunikant. Es war

der Katechet, der als letzter die Ehre hatte, die im Ciborium zurückgebliebene kleine heilige Hostie zu empfangen.

Nach dem Gottesdienst meldete sich der Appetit. Die Schwestern hatten Vorsorge getroffen. Gute Leute hatten ein Huhn gebracht. Rechtzeitig hatten die Schwestern unter dem dreibeinigen Topf Feuer gemacht, um Suppe zu kochen. Kartoffeln hatten sie auch und das unentbehrliche Salz, Brot war im Proviantkorb. Das einfache Frühstücks- und Mittagmahl mundete allen vortrefflich.

Nach der Stärkung drängte man zur Heimfahrt, sollte doch das Auto in Mariannahill noch einen Pater Missionar von einer Nebenfiliale holen. Auf dem Heimweg hielt es noch an einem Kraal. Ein schwerkranker Mann war vom Katecheten getauft worden und der hochw. Pater Missionar holte die Taufzeremonien nach. Dann ging es in raschem Tempo nach Mariannahill, wo sie gegen 4 Uhr nachmittags anlangten.

Nun noch einmal nach Mopela. Die guten Leute dort waren diesmal sehr betrübt und klagten ihr Leid. Sie sollten in kurzem — sie wußten nicht wann — die Farm des Engländers, wo sie so lange gewohnt, verlassen. Ihre Hütten, ihre Felder, alles mußten sie zurücklassen und in der Lokation ihr Heim neu aufbauen, ohne zu wissen, ob sie auch ein genügend großes Feld bekommen würden. So verlangt es wohl ein neues Gesetz. Man suchte die Armen zu trösten und versprach, fleißig für sie zu beten. — Gelt, lieber Leser, liebe Leserin, du betest auch gerne ein paar Vaterunser oder Ave für diese Armen. Der liebe Gott wird es lohnen.

Schw. M. Th.

Walezo (Zansibar)

Erlebnisse im Armenhause

Simba war ein Kranker hier im Armenhause. Er war klein von Gestalt, hatte einen krummen Rücken und konnte nicht gehen. Dafür hatte er aber sehr kräftige Arme, war frech und kühn wie ein Löwe und trug nicht umsonst seinen Namen; denn Simba heißt „Löwe“. Auch war er ein großer Feind unserer Religion. Einmal verklagte er mich beim Arzt, indem er sagte: „Diese Schwester bringt die Kranken ums Leben, sobald sie etwas kränker werden; sie sagt etwas zu ihnen und schüttet dann etwas aus einer Flasche über den Kopf; dann sterben sie bald darauf.“ Dabei lachte er ganz höhnisch und sagte: „Mich wird sie nicht bekommen.“ Der Arzt wandte sich mir zu und lachte, sagte aber kein Wort darauf.

Von dieser Zeit an ging Simba nicht mehr ins Haus hinein, seine Lagerstätte hatte er des Nachts auf unserer Veranda auf hartem Steinboden und des Tages rutschte er, sich auf den Händen stützend, im Sand herum. Einmal sagte er zu mir: „Gib mir doch heute ein recht großes Lendentuch; denn niemals kann ich meine Wasserflasche und Tasse oder sonstige Sachen

mitnehmen. Mit Freude gewährte ich ihm diese Bitte. Es dauerte nicht lange, so riefen einige Kranke: „Schwester, komm und schaue, was Simba macht.“ Er hatte sich nur ein kleines Stück vom Lendentuch umgebunden und das andere schleppte er lange nach; an einen Zipfel war die Wasserflasche gebunden, an einer anderen Stelle ein Stück Brot, alles, was er nur hatte, wurde an dem Lendentuch befestigt. Wenn nun Simba rutschte, so kam die ganze Geschichte hinten nach. Wollte er ruhen, so diente alles als Kopfkissen und der andere Teil als Unterlage. Jetzt fühlte er sich glücklich und zufrieden. Nun kam die Regenzeit. Oft sagte ich zu ihm: „Gehe doch ins Haus hinein, du wirst sonst schwer krank werden.“ Aber er wollte nicht. Es dauerte nicht lange, so erfaßte ihn die rote Ruhr, und zwar so stark, daß an eine Besserung nicht zu denken war. Man trug ihn in ein Zimmer und empfahl die Rettung seiner Seele dem heiligen Vater Joseph. In den drei ersten Tagen verweigerte er alles hartnäckig; den vierten Tag war er wie umgewandelt, ließ sich taufen und am sechsten Tage, am Morgen, starb er friedlich.

*

Glücklich ist der, welcher sich zu helfen weiß, so dachte auch unser Faraji, ein anderer Kranker im Armenhause. Faraji war von seinen Verwandten und Freunden hinausgeworfen, niemand wollte ihn haben; denn man mußte ihn pflegen wie ein kleines Kind, weil er an Händen und Füßen gelähmt war. Eines Tages brachte ein Mann mir die Nachricht, daß Faraji halb verhungert in einem Feld läge, und bat mich, ihn zu holen. Ich dachte sofort an seine Seele; sogleich wurde hingeschickt und nach einer Stunde war der Verlassene an Ort und Stelle. Er war ganz steif und ausgehungert, in einer Matte eingewickelt und nicht fähig, ein Glied zu rühren, noch ein Wort zu sagen, nur mit seinen Augen schaute er mich dankbar an. Wir legten ihn auf ein Bett, wo er dann, nach einigen Wochen guter Pflege, anfing, Hände und Füße zu bewegen, doch gehen konnte er noch nicht, auch nichts mit den Händen fassen. Sein erster Nachbar hatte nur einige Wunden, ging daher öfters zu seinem Bruder in der Stadt und holte sich allerlei gute Sachen. Einmal brachte er einen Korb mit Datteln gefüllt; da es aber schon Abend war, als er sehr müde heimkam, sagte er: „Ich werde erst schlafen und nachher die Datteln essen.“ Unser Faraji war aber nicht müde, seine Augen wollten sich nicht schließen; er befaßte sich nur mit dem Gedanken: die Datteln von meinem Nachbar muß ich haben; denn für Datteln lebt und stirbt der Schwarze. Endlich, alles war zur Ruhe und unser Faraji rutschte ganz sachte von seiner Kitanda (Bett) herunter und legte sich der Länge nach auf den Boden. Alle seine Kräfte zusammenraffend, kam er glücklich zu den Datteln, doch was



Träger-Kolonne.

jezt machen? — Sie an seinem Platz zu essen, war nicht ratsam; denn man hätte ihn bald erwischt; das wußte er gut. Was nun tun? — Seine Hände waren noch zu schwach, den Korb zu tragen; doch der Held wußte sich zu helfen. Er nahm den ganzen Korb zwischen seine gesunden Zähne und rutschte ganz langsam damit zur Türe. Da angekommen, ließ er den Korb oben stehen und legte sich der Länge nach auf die Treppe, aß alle Datteln mit dem Mund aus dem Korb. Als der Korb leer war, war er satt und müde und schließ auf der Treppe ein.

Aber, welch ein Schrecken am andern Morgen, als sein Nachbar die Datteln essen wollte! — Der Korb war nicht da und von allen Seiten kam die Nachricht: „Faraji liegt draußen auf der Treppe, der leere Dattelnkorb oben auf der Treppe, er ist der Dieb!“ Es ging sogleich mit Stöcken auf den armen Dieb los; er konnte sich nicht wehren und sagte daher ganz ruhig: „Schlagt mich nur, wenigstens habe ich mich einmal an Datteln satt gegessen.“ — Es wäre aber dem armen Schelm schlecht ergangen, wären wir ihm nicht zu Hilfe gekommen.

Jetzt ist Faraji gesund, braucht die Datteln nicht mehr zu stehlen, sondern geht oft zur Stadt und bringt sie selber. Körperlich ist Faraji geheilt, aber für die Heilung seiner Seele muß man noch beten; denn er ist Islam und will jetzt noch nichts hören von unserer Religion.

Freuet Euch im Herrn

Juble, Herz, der Freude Fülle
Harret dein, „der Herr ist nah!“
Wie ihn einst in Staubeshülle
Froh entzückt die Menschheit sah.

Juble, Herz, dein heißes Sehnen
Wird vom Himmel bald gestillt
Und die dunkle Nacht der Tränen
Wird mit Himmelslicht erfüllt.

Juble, Herz, und heb' die Blicke,
Sieh', schon glänzt der Morgenstern!
Und die unbesleckt Empfang'ne
Kündet dir den Tag des Herrn.

Juble, Herz, nicht sollst du seufzen
Mehr in Satans Sklaverei.
Sieh', es kommt der Fürst des Friedens,
Der die Völker machet frei.

Juble, Herz, „Gaudete semper“
Ruft dir uns're Kirche zu;
Nein, nicht länger sollst du weinen,
Friede dir und Heil und Ruh'!